

(Nachdruck verboten.)

15)

## Das Blut.

Roman von J. J. David.

Es war ein böser Winter — Johann Rüttemann konnte davon erzählen. Und dazu tauchten allenthalben Gläubiger auf, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt. Da sollte er für den Franz gutgestanden haben, dort war er selber zu Buch. Er rechnete auch gar zu ungern seit langem. Und das Alles stürzte nun auf ihn ein und wollte mit gutem Gelde gelöst sein. Er that's; was nicht niet- und nagelfest war, wurde verkauft. Den Hof selbst aber aus freier Hand feilzubieten, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Er hing an dem Boden, von dem auch nicht eine Scholle mehr ihm gehörte. Ein Wunder konnte geschehen; und konnte er auch nicht kämpfen für das Ererbe seiner Väter, er wollte es doch nicht freiwillig aufgeben, ob es gleich mehr und mehr der Wüsthüh und der Entwerthung anheimfiel. Er sah's, aber er schwieg. Ihm war oft, als greife eine unbarmherzige Hand nach seinem Halbe und würge ihn daran. In Frau Lohwag's Schrein aber lagen Wechsel an Verschreibung; sie wollte gründlich sein, wie immer, und gewiß, daß keine Menschenkraft den Schlag abwenden konnte, den sie zu führen gedachte, und sie kannte den Werth des Grundes und wußte, daß er noch immer beträchtlich höher war, als seine Verschuldung betrug.

Die Schuldflogen kamen; er nahm sich nicht einmal einen Anwalt. Der zweite Satz wurde gekündigt, ihn lähnte ein stumpfer Sinn und die Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Woher Geld nehmen — und endlich, was nützte es, bekam er's gar gestehen? Der Franz mit seinen Sachen verschwand aus dem Hause, er ging ihm nicht ab, und dachte er, was ihm der Jüngere Alles zubereitet, dann konnte er doch nicht grollen. Es war nun so einmal. Er wäre vielleicht doch erzürnt worden, hätte er den Bruder gehört, wie der in der Schulmeisterstube Abschied nahm. „Ich geh' fort, Glogar.“ — „So, und wohin denn?“ — „In die Stadt werd' ich.“ — „Und was gedenkst Du dort zu machen?“ fragte der Lehrer. — „Ich will schauen, ob ich ein Geschäft anfangen kann. Ein Wirthshaus oder so was.“ — „Und hast Du denn das Geld dazu?“ — „No, etwas schon!“ — „Und woher denn?“ — Da lachte der Franz verschmüht: „Glaubst denn, ich war wirklich so viel schuldig, wie der Johann hat zahlen müssen? Oder die Wirthe, die Gauner waren nicht froh, wenn sie die Halbscheid bekommen haben, wo sie's Ganze wollten? So kommt schon was zusammen, und dem Johann kann's gleich sein — dem war nicht zu helfen. Und jetzt — behüt' Dich Gott!“ und hielt dem alten Schutgenossen die Hand hin. Den aber übermeisterete ein starker Ekel; er lehnte sich, als sähe er nichts. Franz Rüttemann aber war am Ende so gar viel an der Achtung des Lehrers nicht gelegen. Nur der Gedanke kitzelte ihn, dem Anderen den Grund davon zu sagen, warum Salome Lohwag den Großbauern so verfolge. Gabrielens Verschwinden, der Marie gewandeltes Benehmen, die Unversöhnlichkeit, mit der die Bauersfrau gegen seinen Bruder vorging — sie hatte Alle, die irgend von ihr abhängig waren, zu gerichtlichem Einschreiten gegen die Geschwister getrieben — hatten ihm die Augen geöffnet, der auch die Hoffnungen ahnte, die Glogar einst an die Ferne geknüpft. Aber er schwieg.

So kam der Tag, an dem der Rüttemann-Hof zu Unter-Heinzenwald mit allem Zubehör und allen Fahrnissen, auch unter dem Schätzungswerthe veräußert, zum dritten Male zur Feilbietung gelangen sollte. Wenige Neugierige waren vorher ihn besichtigen gekommen; Geld war rar und Grundbesitz wohlfeil geworden im Lande. Die ließ der Johann von seinem Knechte herumführen; er selber rührte keine Hand, und wußte man nicht, womit er die Zeit hinbringe. Aber Langeweile empfand er nicht. Und als endlich der verhängnißvolle Morgen angebrochen, da lohnte er den Michel ab; in vieler Kupfermünze, etwas Silber und Papier legte er vor ihn hin, was ihm zumak. Dann sprach er schämig: „Möchtest mir noch eins thun, Michele?“ — „Gewiß, Bauer, wenn ich's kann.“ — „Dann gehe in die Stadt und hoch zu, wer den Hof kauft. Ich möcht's noch

heut' wissen und werd' warten auf Dich.“ — „Wo denn, im Hause?“ Da schüttelte der Johann den Kopf und ging hinter dem Knechte drein. Auf dem Brellstein vor der Einfahrt ließ er sich nieder und starrte mit seinen unflugen Augen ins Graue. Und als der Voge am Nachmittage wieder kam und ihm zurief: „Die Salome Lohwag hat's kaufen müssen!“, da sah sein weitand Gebieter auf denselben Fleck und sah nicht aus, als hätte er sich in der ganzen Zeit gerührt. Nun stand er auf: „Ist recht. Ist eine gerechte Frau und schaut zum Thüren“, sprach er vor sich hin und trollte ins Haus.

Es giebt nicht gar viele Dinge auf der Welt, die so ans Herz greifen, wie ein schweigender und verödenber Bauernhof im Frühjahr zur Abendzeit. Da sollen die Mäckerinnen von Haus zu Stall eilen, die Pflüger sollen heimkehren, und helle Menschenlaute und starke Stimmen der Natur sollen ein lebendig Lied der Arbeit erheben, auf der zuletzt doch die Welt und all ihr Heil ruht. Der Rüttemann-Hof war stumm, als Frau Salome im Dämmern jenes Tages über ihn hinschritt. Unter einem Vorbau lagen rostend die Pflüge und die Eggen; keine Thierstimme erklang. Nur ein Niesel, der sie nicht achtete, nur ein Nechzen, wenn der Wind durch die Ritzen des hinteren Thores zog. Sie trat ins Haus, das nun ihr Eigen; die Stille ringsum that ihr wohl, weil sie ihr Werk war, und doch wieder weh, die selber rastloser Thätigkeit gewohnt und das Leid gezwungenen Feierns zu begreifen fähig war. Die Stuben durchschritt sie; dann sah sie in ernstem Sinnen zum Ofen. Sie mußte Gabrielens gedenken, und daß sie nun quitt sei mit denen, die ihr das Kind in Elend und Verschuldung gestoßen; mit dem Andenken der Verlorenen selbst glaubte sie in diesem Augenblicke fertig zu sein. Oder hatte sie nicht genug darum geopfert? Stas nicht alles, was sie in der harten Plage vieler Jahre erübrigt, in dieser Hufe? War's nicht hingegeben worden in einem Rausche, wie er nicht gar selten Leute befällt, die Kreuzer zu Kreuzer thaten und dann plötzlich erkennen, wie reich sie eigentlich sind. Sie aber fühlte sich schon entnüchert und rechnete schon wieder.

In solchen Gedanken hörte sie plötzlich schwere Männertritte trappeln. Die Thür ging auf, und der Johann Rüttemann trat hart und schnaufend ein. Ein Licht in schlechtem, zimmerneum Leuchter hielt er in der Hand. Er sah sie nicht gleich, denn seine Augen suchten den Boden. Endlich sah er auf und erschraf ein wenig, als er Salome erkannte. Und dann, mit einem sehr traurigen Lächeln, das ihr in die Seele schnitt, sagte er: „Ihr werdet schon nicht böse sein; aber ich bin's noch nicht gewöhnt, da anzuklopfen, in der Stuben da.“

Sie erwiderte nichts. Er schien eine Antwort nicht zu erwarten. Das Licht stellte er nieder; eine schlank, gezwiesene Gerte, die er in der Linken trug, lehnte er in eine Ecke. Einen Stuhl zog er zum Tische und ließ sich gebrochen darauf nieder. Dann starrte er, die Hände aufgestützt und mit müde nickendem Kopfe in die Flamme und schwieg, bis ihr sein Anblick peinlich wurde und sie gehen wollte. Nun hob er das Haupt: „Ich hatt' Euch noch etwas zu sagen. Ich hab' Euch was genommen, Frau Lohwag.“ —

„Was denn? Es ist Euch von Herzen vergönnt,“ antwortete sie rasch.

Er wies nach der Gerte: „Das hab' ich abgeschritten vom Haselstrauch vor'm Thor. Das soll mein Wandersteden sein. Und“, er langte in die Tasche und zog ein Hufeisen hervor, „das hab' ich im Stalle gefunden. Möcht' doch wissen, seit wann's dort liegt“, fügte er verwundert hinzu.

Sie wurde neugierig.

„Und wozu Beides?“

Er nickte mit dem Kopfe: „Ich weiß, Ihr seid fremd. Und so will ich's Euch sagen: Ich geh' über's Wasser, nach Amerika. Und da will ich die Hasel pflanzen, damit ich doch etwas von dem Grunde habe, wo meine Eltern gearbeitet haben. Bedeiht sie, gedeih' ich auch. Und vom Hufeisen glauben wir, wer es findet, der hat Glück. Da möcht' ich Euch doch nicht das Glück wegtragen. Das, was ich auf dem Hof gehabt hab', das gönnt' ich freilich einem jeden. Auch meinem Feind — aber ich hab' keinen. Keinen gehabt.“

„Und der Franz!“ rief sie unwillkürlich und ergriffen vom so viel dumpfer Ergebung,



„Man red't nit gern,“ antwortete er. „Aber mein Feind war der Franz auch nicht — er war nur mein Unglück.“  
 Er schwieg ein Weilchen. Dann kopfnickte er wieder: „Da sitzen zwei in der einen Stuben. Und dem Einen hat sie gehört, und die Andere hat ihn fortgetrieben daraus und ist jetzt dort Frau, wie's seine Mutter vorher gewesen ist, und ich weiß nicht wer noch Alles von seinem Blut. Und der Eine war ein reicher Mann und ist ein Bettler und hat doch keinen Haß auf die, welche vor ihm steht, und spricht mit ihr wie noch mit keinem. Denn ich kenn' Euch, Frau Sohwag; Ihr seid eine gerechte Frau und habt an mir kein Unrecht angefangen. Ihr werdet Eure Gründe gehabt haben. Ihr allein habt gesehen, wie alles gekommen ist, und habt Mitleid gehabt mit mir und mich sogar einmal gewarnt wegen des Franz. Und Ihr seid klug, denn Ihr seid kalvinisch, und ich bin dumm, aber jetzt begreif' ich doch: Ihr habt recht, wenn Ihr sagt: Alles ist Schickung. Ich seh's und mich ge-tröstet's.“  
 (Fortsetzung folgt.)

## Die Lerche.

Da, die erste Lerche! Mit hellem Jubelsang steigt sie von der braunen Scholle zum Himmel empor, und der pflügende Landmann läßt das Gespann rasten, um seiner treuen Gefährtin nachzuschauen. Die Lerche ist so recht der Vogel der Felder; ihre Heimath sind die fruchtbarsten Ebenen Europa's und Asiens; selbst die Wüste hat eine Art als Bewohnerin, die Muta des Arabers. Aus den Grassteppen Innerasiens, die ja auch das Vaterland unserer Getreidegräser sind, ist unser Vogel mit dem Getreidebau westwärts vorgedrungen, wenigstens ist er da häufig, wo Bodenvirtschaft betrieben wird, fehlt aber dort, wo das Land unbebaut geblieben. Im Gebirge folgt die Lerche ebenfalls der Landwirtschaft. Zum Aufsuchen der Nahrung, die aus allerhand Insekten, den verschiedensten Sämereien sowie aus zarten Spizzen des jungen Getreides und aus jungen Sprossen besteht, ist die Lerche vorzüglich ausgestattet. Sie hat unter allen Singvögeln den zierlichsten Gang. Sie trippelt in kleinen Schritten dahin, trägt das Gefieder aufgelodert und scheint viel größer und bider zu sein, als sie in Wirklichkeit ist. Bei jedem Anlauf sträubt sie das Kopfgefieder, legt sich sacht auf den Boden und hält sich mäusehinstill, bis sie sich ungefährdet glaubt.

Das kunstlose Lerchenest in der Bodenvertiefung steht mit der Umgebung so im Einklang, daß es nur schwer zu finden ist. Auch das Gelege hat eine Schutzfarbe: die Eier, meist fünf an der Zahl, sind auf schmutzigweißem Grunde grau und braun punktiert. Höchst unsicher und gefährlich ist das Leben der Lerche während der Brutzeit. Wie viel Sorge muß das Weibchen ausstehen, da kaum ein Stülchen Nester ihre Brut der Weihe, den Blicken des Falken verbirgt. In dieser Zeit der Gefahr steigt das Männchen hoch in die Luft, dem Weibchen herzerhebende Jubellieder zu singen. Das Lerchenlied ist freilich arm an Strophen, aber reich an Abwechslung; wenige Töne werden hundertfältig verschmolzen und so zu einem immer neuen Ganzen gestaltet. Singend steigt der Vogel mit schnellen, gleichmäßigen Flügel schlägen allmählig schräg empor; singend schwingt er sich langsam zu schwindelnder Höhe, so daß unser Auge ihm kaum zu folgen vermag; singend senkt er sich ruckweise in Abfängen, bis er schließlich sacht wie ein Pfeil zur Erde niederstürzt. Dabei hütet er sich wohl, gleich in die Reststelle einzufallen; er läßt sich lieber in der Gegend nieder, wo eine Wachtel oder Grasmücke baut, denn er ist ein großer Verehrer des heiligen Florian. Die Lerche ist die Tochter des Tages. Sobald er beginnt, sobald der Horizont sich röthet, um das Erscheinen der Sonne zu verkünden, steigt sie aus der Furchte pfeilschnell empor und trägt ihre Lust zum Himmel. Keine Kehle, sagt Toussenot, ist im Stande, mit der der Lerche zu weiteifern, sowohl was Fülle und Abwechslung des Gesanges anbetrifft, als in Bezug auf Aushalten und Weithinfallenden des Tones, Geschmeidigkeit und Unermüdblichkeit der Stimme. Die Lerche singt eine volle Stunde hintereinander, ohne sich eine halbe Sekunde zu unterbrechen; hebt sich Tausende von Fuß in die Höhe, steigt vom Boden bis zu den Wolken und darüber hinaus, ohne daß einer ihrer Töne während dieser Fahrt verloren ginge.

Wieweil beginnt das Weibchen schon Ende März mit dem Brutgeschäft, und das sind für das arme Ding die schlimmsten Tage. Ein schwerer Bauernstiefel, der über das Feld schleift, kann die ganze Herrlichkeit im Nu vernichten, ein ungerathener Hund das bodenständige Nest zerzausen oder eine verwilderte Haus-lage die sorgenvolle Mutter heimtückisch überfallen. Wie mag das geängstete Herz beim Herannahen einer Gefahr klopfen! Aber nie verläßt der Vogel aufsteigend seinen kostbaren Schatz, nur vorsichtig trippelnd, sich flügelarm stellend, um den Feind irre zu leiten und so den nackten Jungen das nackte Leben zu retten. Und auch das etwa anwesende Männchen torkelt auf dem Boden umher, als ob es krank wäre, um die Aufmerksamkeit des nahenden Nestsörers auf sich zu lenken. Die ziemlich säue und vielfach verfolgte Lerche hat in ihrem Benehmen manche Ähnlichkeit mit dem Rebhuhn, sie ist immer unsicht und flüchtig, läuft viel auf der Erde, ist gesellig und friedlich und nur zur Paarungszeit eifersüchtig, freitbar und hartnäckig. Wie das Feldhuhn seine Küchlein, so füttert auch die Lerchenmutter ihre Brut in den Aehrenwald. Das giebt neue Sorgen, aber jetzt geht's schon besser, denn auf ein

warrendes lauft gedehntes „Drier“ duckt sich das junge Volk zu Boden und sein buntwediges Kleid läßt es für unser Auge verschwinden. Solcher Farbenanpassung erfreuen sich viele Vögel, namentlich Erdvögel, und es scheint, als ob ihnen ein „Farbenbewußtsein“ inne wohne, auf dem ihre Zutraulichkeit oder Schen beruhe; auch die übrigen Lerchenarten haben eine Schutzfarbe; so harmonirt das Kleid der Wüstenläuferlerche mit der Farbe des Wüstenlandes, und Eversmann sah in den russischen Steppen die dunkle Alauda alpestris nur in solchen Strichen, die mit schwarzer Dammere bedeckt waren, während er eine andere blonde, Alauda leucoptera, nur auf gelblichem oder röthlichem Boden antraf.

Es ist eine recht poetische Vorstellung, welche die jungen Lerchen gleich vom Neste, dem väterlichen Beispiele folgend, himmelan steigen läßt, aber auch eine sehr unrichtige Vorstellung, wie das zuweilen mit poetischen Vorstellungen der Fall sein soll. Allmählig erst versuchen die Jungen einen Aufzug; der ist anfänglich recht kurz und unbeholfen, wird aber von Tag zu Tag klüner, bis sich schließlich das lustige Lerchenpiel in den Lüften entwickelt und ein unternehmender Lerchenjüngling im stolzen Sonnenfluge dem Vater nachstrebt, die weil die Mutter besorgt „Klare! Klare!“ schreit. Man erkennt die jungen Lerchen leicht an ihrem abgehakten Fluge und an ihrem zusammenhanglosen, aber unermüdblichen Geschrei. Es ist nicht einmal ein Gezwickler, und man fürchtet schier, daß die wilde Bande niemals etwas lernen werde. Sie machen indeß bei ihrem talentvollen Vater eine gute Schule durch, und übers Jahr bewundern wir sie, wie heute den Lehrmeister. Aber auch das Lerchenweibchen ist eine Sängerin, welche Thatfache wohl auf den Nachahmungstrieb zurückzuführen ist. Nach Hudson nehmen überhaupt alle diejenigen Vogelweibchen am Gesange theil, die im Gefieder dem Männchen gleich oder ähnlich sind, wie dies ja auch bei den Kanarienvögeln, Rothkehlchen und Dompfaffen der Fall ist. Die Sorgen der Lercheneltern wiederholen sich im Sommer noch zweimal, wenn auch die späteren Gelege kleiner als das erste sind und nur vier Eier enthalten. Interessant ist es, wenn sich in der Nähe der flugübenden Schaar ein Raubvogel zeigt — wie gewichtige Steine lassen sich die Flugkünstler alsdann aus der Höhe auf die Erde fallen, um dem Räuber zu entgehen. Das wußte schon der alte Aristoteles; er berichtet nämlich, daß die Lerche den sie überraschenden Habicht so fürchtet, daß sie den Menschen in den Schoß fliegt und sich oft mit der Hand fangen läßt.

Ist der Herbst gekommen, dann liegen die Lerchen meist im Kartoffel- und Gemüse-Ackern, sowie auch in Hafertoppeln oder halten hinter dem Pfluge ihre Insektenerte. Bis zum Spätherbst verweilen sie bei uns, um dann ihre Reise anzutreten. Die ist nicht weit und dehnt sich nur bis nach Südeuropa aus, von wo die Vögel oft schon nach Wochen in ihre deutschen Gefilde zurückkehren und nicht selten bereits den Sonnenschein des Januars begrüßen. Der Winter giebt sein Szepter nicht so leicht aus der Hand; immer wieder legt er seine eisige Rechte auf die Flur und immer wieder versucht er seinen Hermelin darüber zu breiten. Dann ergeht's den armen Lerchen schlimm. Mit wenig Kapfsblättern und den vereinzelten Saatspizzen, die aus der Schneedecke hervorragen, suchen sie ihr Dasein zu fristen. Traurig und abgemagert, mit weit abstehenden Federn lanern die armen Thierchen auf der Schneedecke oder sitzen auf schneefreien Stellen, die vom Wasser durchdrungen sind. Dann kommt es oft vor, daß das erweichte Erdreich oder vom Wasser durchsetzte Schneelimpfen an den Felsen hängen bleiben. Sei es nun, daß die Vögel dieses anfangs nicht beachten oder auch nicht mehr die Kraft haben, mit dem Schnabel die Anhängsel zu entfernen — kurz, auf dem nächtlichen Ruheplatze legt sich an diese Klumpen noch mehr Schnee, der, wenn die Witterung dazu verhilft, auch noch anfriert und nur als Last, die nicht selten die Größe eines mittelgroßen Eihneries erreicht, nicht mehr zu entfernen ist. Jetzt ist dem Vögeln jede Möglichkeit genommen, sich Nahrung zu verschaffen, und bald erlöset es der Tod von seinen Leiden.

Leider hat die Lerche viele Feinde, unter denen der Mensch obenansteht. Namentlich haben die armen Thiere in Italien zu leiden. Mit den verschiedensten Fangeinrichtungen stellt man den Vögeln nach. Und dieser Massenmord wird von keiner Volkslicht als ein schmähhches Treiben angesehen. Jenseits der Alpen ist der Vogelmord derart mit dem Volke verwachsen, daß die internationale Vogelschutzfrage noch lange daran scheitern dürfte. Die Franzosen stehen zweifellos in Bezug auf den Vogelschutz auf einem höheren Standpunkte als ihre Masserverwandten, weil sie gerechtere Jäger sind. Aber wenn sie auch nicht mit Netzen den Massenmord von Singvögeln betreiben, so sind sie doch bezüglich der Jagdausübung mit der Flinte nicht heikel. Wie ganz anders früher! Bei den alten Galliern genoß die Lerche eine göttliche Verehrung, ähnlich der des Isis bei den alten Ägyptern. Die Gallier hatten mit dem Scharfblide des Naturvolkes erkannt, daß die Lerche von allen nützlichen Vögeln der einzige ist, der das Getreide wirksam gegen seine Feinde zu schützen vermag, indem er auch den Wurzel-schädlingen nachgeht und neben diesen Claternlarven auch eine kleine Käferart, Agapanthia graecalis, die ihre zerstörende Thätigkeit im Innern des Halmes betreibt, aufzuspiiren versteht. Die Vernichtung der Lerchen in Frankreich hat bald die erschredendsten Ergebnisse gezeigt. Und wie sieht es in Deutschland aus? Es heißt ja, daß das Lerchenstreicheln, der Lerchenpiegel und der Tirax in die Rumpelkammer geworfen seien. Aber woher kommen die „Leipzigiger Lerchen,“ die in die Rücken der Ledermäuler wandern? Nun sage doch einer,



was hat er an einer solchen kleinen Vogelleiche oder an einem halben Duzend? Und wieviel kleiner Lerkchenleichen müssen die Fußstüß der Damen befriedigen! —  
(Kölnische Zeitung.)

## Kleines Feuilleton.

—o— **Zerbrochenes Eisen.** Der junge Techniker erzählte: Ich lebte sie sehr. Jede Minute, die ich meinen Studien abstehlen konnte, widmete ich ihr. Sie schien alle weiblichen Tugenden zu besitzen. Wie, so schien es mir, würde ich ihrem Wesen auf den Grund kommen. An einem Spätnachmittag hatte ich mich auch für eine Stunde frei gemacht und sie zu einem Spaziergang abgeholt. Es war um jene Zeit, da der verschwundene Tag in den Straßen nur noch ein leichtes Dämmern zurückläßt, und die Geschäftsfuhrwerke und Hausdiener mit größter Eile vorwärts hasten, um noch zeitig ihre Aufträge zu erledigen. Wir kamen eine der schmalen, alten Straßen herab, die stark abfallende Bürgersteige haben. Sie erzählte, wie sie auf einem Balle einen jungen Mann, der sie verehrte, verlegt habe, damit er nicht glaube, sie mache sich etwas aus ihm. Natürlich habe er sich erst recht um sie bemüht. „Nein, war das komisch!“ lachte sie.

Wir mußten plötzlich Halt machen. Vor uns zog ein alter Mann an einem Wagen, den er in einem Hauseingang haben wollte. Der Wagen, ein kleiner, vierrädriger Karren, war bis oben mit zerbrochenem Eisen gefüllt. Alte Heerdplatten, Hufeisenstücke, Maschinenteile und Fensterrahmen sahen aus dem wirren Haufen. Der Alte zerrte mit gebogenem Rücken, über den er eine Leine hielt, während er mit der linken Hand die Wagenbüchse steuerte, den Karren die Einfahrt hinauf. Doch so stark er auch seine Weine gegen das Pflaster stemmte, er konnte doch nur die Vorderräder des Wagens auf den Bürgersteig bringen. Sofort hatten sich mehrere Fuhrwerke in der Straße gestaut. Die Kutscher, weiter rückwärts, die nicht sehen konnten, was voru den Verkehr verhinderte, schimpften und fluchten. Der Alte schwigte und lenkte seinen Karren hin und her, um vielleicht schräg hinauf zu kommen. Aber in seiner Unruhe quälte er sich ohne Erfolg.

Da sprang ich hinzu und schob von hinten den Karren vorwärts. Meine neuen, hellen Handschuhe waren dabei roßfedrig geworden. Während sich der Wagenknäuel löste, klopfte ich meine Hände gegen einander. Doch die Flecke gingen nicht aus meinen Handschuhen. Meine Begleiterin lächelte belustigt und meinte spöttisch: „Was haben Sie auch anderen Leuten zu helfen? Lassen Sie doch jeden seine Arbeit selbst machen. Wir kommen Sie dazu, sich für Andere Ihr Zeug zu verderben?“

Ich war einmal auf der Heide an einen Hümpel gekommen, der mir unendlich tief zu sein schien, so unheimlich kam er mir vor mit seiner glatten Oberfläche. Als ich aber meinen Stod hineinsteckte, mußte ich bemerken, daß der Hümpel nur wenige Zentimeter tief war. Ich mußte damals lachen.

So erging es mir auch jetzt. Ich lachte und verabschiedete mich an der nächsten Ecke von dem Fräulein, das erschrocken und verwirrt, fast weinte.

Zu einem Spaziergang habe ich sie nie wieder abgeholt. —

**on. Die chemische Zusammensetzung des biblischen Manna** ist von dem Franzosen Henry Castrey untersucht worden. Es giebt eine ganze Anzahl von Mannasorten, hier soll aber nur von der Mannaschichte (Lichen esculentus) die Rede sein, die wahrscheinlich auch das in der Bibel vorkommende Manna lieferte und noch heute in den arabischen und afrikanischen Wüsten zuweilen eine nicht zu verachtende Speise für die Menschen und Kameele der Karawanen wird. Sie wächst nach dem Regen im Wüstenlande als erbsengroße Knöllchen von grauer Farbe, die dem Boden so locker anhaften, daß sie oft durch den Wind in großen Mengen vom Boden fortgeführt werden und an anderer Stelle als Mannaregen niederfallen. Die Flechte hat einen mehligten Inhalt und ist von angenehmem leicht süßlichem Geschmacke. Die chemische Zusammensetzung ist folgende: 16 Theile Wasser, 14 Theile Stickstoffsubstanzen, 29 Theile stickstofffreie Substanzen, 5 pCt. Mineralstoffe, 32 pCt. Eiweißstoffe und 4 pCt. Fett. Es ist daraus ersichtlich, daß das Manna ziemlich reich an Nährstoff ist. Ohne eine vollständig genügende Ernährung zu ermöglichen, kann es einen Menschen doch lange Zeit erhalten, auch wenn es seine einzige Nahrung bildet. —

## Theater.

**Deutsches Theater.** Es giebt in Deutschland eine junge Dichterschule, die neuen Glaubens eine neue geistige Kunst aus sich heraus schaffen möchte. Alles Staatliche und Gesellschaftliche soll aus dieser großen geistigen Kunst verbannt bleiben.

Diese jungen Herren bedürfen nun schon seit Jahren ihre heimliche Schöpfung, mit Gedichten lyrischen und dramatischen Wesens treten sie erst seit einiger Zeit in die weitere banauische Öffentlichkeit. Die meisten von ihnen mochten sich dies Sinnen und Brüten wohl gestatten; denn sie hatten es dank einer gütigen Vorsehung nicht nötig, sich im Kampf ums tägliche Brot den Wind um die Ohren fangen zu lassen; und so konnten sie bei verhängten Fenstern sitzen und sinnen und lauschen, was die Träumereien ihnen zurauern.

Die ganze Richtung, die eine Probe ihres sanften Wollens und noch sanfteren Könnens schon zu Anfang dieses Jahres im

Ruchhandel veröffentlichte, ist als Reaktion gegen den bereingenden Naturalismus, wie er sich bei uns entwickelt hat, zu begreifen. Die Sehnsucht nach der großen, befreienden Kunst, nach den tiefen und umfassenden Sinnbildern des Lebens war durch die naturalistische Methode nicht befriedigt worden. Oft hatte der Einzelfall, und war er noch so exakt gesehen und geschildert, keine weitere ideale Bedeutung mehr; nicht selten war, was scheinbar schärfste Naturtreue hätte sein sollen, doch Uebertreibung und kraffe Manier. So kam's, daß im Norden wie im Süden die romantische Reaktion nicht ausblieb. In dem Norddeutschen Stefan Gerle und in dem Wiener Hugo v. Hofmannsthal fand sie typische Verkörperung. Zwei dramatische Dichtungen von Hofmannsthal, das Märchen „Die Hochzeit der Sobeide“ und die Komödie „Der Abenteuer“, wurden am Sonnabend zum ersten Male im Deutschen Theater in Berlin und im Burgtheater in Wien gegeben. Also sollte die neueste Kunst in den beiden größten deutschen Theaterstädten zugleich ihrer feierlichen Einzug halten.

Man müßte ein Buch und nicht eine flüchtige Tageskritik abfassen, um die Träumereien von einer selbstherrlichen, zeit- und heimatlosen Kunst zu beleuchten. Gewiß, die Herzen, die an der Wiedergeburt einer geistigen Kunst arbeiten oder zu arbeiten glauben, sind Talente. Sie haben veronnene Phantasien von Iyrisch-beweglichem Reiz geschrieben, hier und dort vibriert ein Stückchen feiner Empfindung. Aber ihre Schöpfereligkeit! Sie meinen, wenn sie ein künstliches Halbduell um sich schaffen, sich schon und weh gekümmert vor dem Lärm der Außenwelt flüchten, aufjauchzen zu können: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!“ Das ist der Kardinalirrtum derer, die mit geschlossenen Augen, sich in ferne Wundergärten träumerisch versetzen: Sie wollen nicht begreifen, daß der Künstler und seine Kunst nicht in der Luft schweben, daß sie an Zeitideen und im höchsten Sinne auch an die ökonomische Kultur der Zeiten gebunden sind. Man kann mit größter Bewußtlosigkeit auf jede leise persönliche Stimmung achten, man kann durch Autosuggestion sich in geistlichen Extase versetzen und jede vorbeihuschende Träumerei für eine Weltoffenbarung halten: und doch bleibt das alles schlaff, ohne festen Gestaltungsstern, Treibhaus-Kunst.

An eine getriebene Beere, ohne Duft und Würze, wie sie auf bestimmtem Grund und Boden gedeihen, erinnert denn auch das Märchen von der jungen Sobeide, die ihrer armen Eltern wegen einen alternden Gemahr genommen hat, wiewohl sie den Knaben Assad liebt. In der Hochzeitsnacht offenbart sie sich in jammervoller Sehnsucht, und mit philosophischer Güte läßt der reiche Kaufmann sie frei. Der Weg zu ihrem Jüngling steht ihr offen. Sie wandelt ihn, und bei Assad harret ihrer die grausamste Enttäuschung. Ein frebles Spiel hatte Assad, der Nichtswürdige, mit ihr getrieben, und die Lebenskraft Sobeides schwindet dahin.

Die Allegorie weist auf ein ideales Sinnbild hin und manches Wort hört man, das Iyrisch-beweglich nachklingt: und doch erscheint das Gedicht in seiner Gesamtheit wie eine Künstelei, ihm fehlt energische Beseelung und besondere Kraft.

Im „Abenteuer“ baut sich wiederum der Gegensatz zwischen Mann und Weib auf. Aber hier wird er eher wie ein phantastisches Witzspiel, und nicht wie eine tiefe Tragödie ausgebaut; und so deckt sich hier Wollen und Können besser. Was romantische Spiel, wo Empfindung sich in Ironie auflöst, läßt nicht so vielerlei vermischen, wie der Versuch, ein tragisches Märchen zu gestalten. Im „Abenteuer“ resignirt das Weib mit einem nassen und einem heiteren Auge. Ihr war die Jugendliebe eine heilige Andacht, ihm, der fünfzehn Jahre hindurch das Leben waghalsig als Abenteuer faßte, war das Liebespiel eine angenehme Episode mehr. Das giebt eine dramatische Kontraststimmung von pridelndem Reiz, und so erscheint das kleine Kunststück. Die Szene des Abenteurers ungleich reicher gestaltet, als die großgemeinte Tragödie.

Auch das schauspielerische Vermögen von Josef K a i n z wuchs im Abenteuer. Am Kräftigsten belebte sich sein Sinn. Als reicher Kaufmann entwarf auch er kein farbiges Bild, und eine begabte Anfängerin Hel. Heims als Sobeide mußte auch nicht viel anderes, als zu zittern und tremolierend zu schluchzen, bis das Publikum fast nervös wurde. So war der Eindruck, den der Abenteuer hinterließ, auch bei dem Publikum weit stärker, als der des Märchens, das man mit mattem Respekt an sich vorüber gleiten ließ. —

Im Lessing-Theater gab es am Sonntag eine Premiere, die keine völlige Neuheit mehr vorstellte. Vor mehreren Jahren schon war Hartleben's Satire „Die Erziehung zur Ehe“ entstanden; und vor Kurzem erst wurde sie vor den Mitglieder der Freien Volksbühne aufgeführt. In Berlin erscheint sie aber zum ersten Male auf öffentlicher Bühne.

Man hielt sich im Lessing-Theater an die heiteren, charakteristischen Einfälle der Komödie; manches ironisch geprägte Wort gefiel besonders; und von der ironischen Betrachtung, die durch die ganze Komödie geht, ließ man sich nicht erbittern. So kam nach den beiden ersten Akten gleichsam ein Erfolg des Behagens zu stande, wie er wohl dem Sinn des Verfassers und seiner Satire nicht völlig entsprach; im Schlußakt mit der scharf betonten Ironie erlahmte die Behaglichkeit, aber auch das Interesse an der Komödie selber.

Es sind halb lachende, halb bittere Humore, die Hartleben's Stück durchziehen. Kritisch gefaßt gewisse soziale Erscheinungen. Wie man in guter, wohlthätiger Bourgeoisie die Kinder zur Ehe erzieht, will der Titel spöttisch besagen, Die Wittive des Bank-



direktors Günter versteht sich darauf. Ihr Sohn Hermann darf jede Lumperei an seinem Verhältnis, der innerlich noch braven Buchhalterin Hüba, wagen, ja der Schwächling wird von der süßen Mama förmlich dazu getrieben: „Jugend will eben austoben“. Das giebt dann die verlassen, das heißt die ausgehöhlten Ehegatten. Im Schlußakt tritt noch der Helfer in der Noth dazu, der säckelnde Onkel, der nach Berlin berufen wird, um das Erziehungsdiplom zu vollenden. Fel. Hüba ist gewissenlos niedergetreten, der lässige Onkel geht sammt dem grünen Jungen auf Amüsament und Abenteuer aus. Nach dem Vergnügen das Geschäft. Auf den wohlgezogenen Hermann Günter lauert im Hintergrunde die Braut „aus der Gesellschaft“, ein gutes, fades Gänschen; aber sie hat Moneten, und das ist die Hauptsache. Sie wird genommen, wenn das Jüngelchen erst seine Jugendfrische sich weg-amüsiert hat.

Mit einem neuen, tragisch gestimmten Drama wird Hartleben nächstens wiederum auf der Bühne des Lessing-Theaters erscheinen. Vielleicht wird der Autor uns dann Gelegenheit geben, sein vertiefteres Lebensproblem eingehender zu behandeln, als die launige, schon lange bekannte Satire „Die Erziehung zur Ehe“.

Die Schauspielerei hielt sich in mittelguter Beschidenheit. Voran ging eine Plauderei aus dem Anatol-Zyklus von Schnitzler: „Die Frage an das Schicksal“. Eine kleine, ganz nette psychologische Beobachtung liegt dem Stückchen zu Grunde. Die Angst Anatols, von seinem Liebchen, das in der Hypnose liegt, die Wahrheit zu erfahren, ist stärker, als die Zweifelsqualen, die er hegt. Er hat die Frage an das Schicksal frei, ob Vera ihm treu sei, aber er wagt sie nicht. Das Stückchen ist vielleicht zu weit ausgepöppelt, vielleicht wurde es auch zu matt gespielt. Es hinterließ jedenfalls kaum einen Eindruck. —

—ft.

### Erziehung und Unterricht.

c. Wander-Bibliotheken in Neu-Süd-Wales. Ein interessantes System von Wander-Bibliotheken, das in Neu-Süd-Wales von der öffentlichen Bibliothek in Sidney eingerichtet ist, wird in „The Library Journal“ beschrieben. Die Einrichtung ist schon seit längerem in Australien in Gebrauch, in Neu-Süd-Wales aber hat sie einen besonders großen Aufschwung genommen. Die Bibliothek in Sidney hat jetzt 100 Wander-Bibliotheken, von denen jede 40—95 Bände umfaßt. Die Bücher sind für ihren Zweck besonders dauerhaft gebunden und gelangen in messingbeschlagenen Eichenkästen zur Verwendung an 150 kleine Landbibliotheken. Transportkosten zc. werden von der Zentral-Bibliothek bezahlt; die Regierung hat 300 Pfund Sterling (3000 Mark) für diesen Zweck bewilligt, von denen zwei Drittel für die Transportkosten nach entfernten Orten aufgebraucht werden. Das Arbeitsfeld soll ständig erweitert werden. Weitere 150 Bücherlisten sollen mit leichterem Literatur und guten Romanen ausgefüllt werden, während bis jetzt nur wissenschaftliche Bücher, Gesetze, Reisebeschreibungen zc. enthaltend, zur Verwendung gelangen. Einige der neuen Wander-Bibliotheken sollen auch nur Jugendschriften enthalten; ferner sollen die großen englischen Zeitschriften beigelegt werden. —

### Geographisches.

— Ueber die Ergebnisse der Expedition, welche die nord-amerikanische Regierung im vergangenen Jahre nach dem zentralen und südlichen Asien entsandt hat, wird jetzt im Bulletin der amerikanischen geographischen Gesellschaft ein eingehender Bericht erstattet. Es waren im Ganzen sieben Expeditionen entsandt worden, die bis auf zwei, die am Yukon überwinterten, wieder zurückgekehrt sind. Die Hauptaufgabe dieser Expeditionen bestand zunächst darin, die Grenzen des Goldvorkommens zu bestimmen, ferner die übrigen natürlichen Hilfsquellen des Landes, namentlich in Bezug auf die Kohle, zu untersuchen, sowie die geeignetsten Trassen für Wege- und Eisenbahnanlagen zu studiren. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchungen waren, wie der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ geschrieben wird, daß die verwinkelten Gebirgs- und Flußsysteme des südlichen Asien nahegelegt, die geographische Lage des Mont Wulshaita (nördlich von Cook Inlet) bestimmt und seine Höhe gemessen wurde — wobei sich eine solche von über 19 500 Fuß ergab —, ferner daß ein für Seeschiffe genügend tiefer südlicher Mündungsarm des Yukon aufgefunden wurde, durch den der Weg vom offenen Ozean zu den Niederlassungen am Mittel- und Oberlauf des Stroms um einige hundert Kilometer abgekürzt werden würde, sowie daß ein Areal von etwa 5200 Quadrat-Kilometern an der Ostgrenze von Asien abgemessen wurde, das die bedeutendsten Goldfelder auf dem Boden der Vereinigten Staaten in sich schließt. Diese Ergebnisse, welche über das bisher so wenig bekannte Gebiet zwischen dem Yukon und dem Stillen Ozean Licht zu verbreiten geeignet sind, werden gegenwärtig in Washington verarbeitet. —

### Meteorologisches.

— Zum Alter der Monsune bringt Kobelt im „Globe“ einen Beitrag. Südindien bildet bekanntlich mit Ceylon zusammen ein besonderes faunistisches Gebiet, das sich scharf gegen Delhan absetzt. Die geologische Grenze der beiden Provinzen liegt in der Senke von Palajah, die in einer Breite von 32 Kilometer von Kalkut zum Mittellauf der Kaveri zieht und in ihrem höchsten Punkte nur eine Meereshöhe von 300 Metern hat. Sie wird im Wesentlichen von

Kreideschichten erfüllt; Tertiärschichten fehlen völlig; seit dem Ende der Kreideperiode besteht also hier eine Landverbindung zwischen dem uralten Gneisgebiet im Süden und dem mittelindischen Trapp-Plateau, das seine definitive Form auch schon am Ende der Kreideperiode erhalten hat. Die südindische Fauna hat sich also die ganze Tertiärperiode hindurch ungehindert nach Norden verbreiten können. Trotzdem besteht eine scharfe Grenze, die allerdings nicht mit der geologischen zusammenfällt. Sie verläuft vielmehr nördlich davon und fällt genau zusammen mit der Linie, die den Einfluß des regenbringenden Südmonsums begrenzt. Sie beginnt etwa bei Goa an der Westküste, zieht dann der Stammlinie der Westghats entlang nach Süden bis etwa nach Mangaluru, schließt die Nilgiris- und die Wynoadhills ein und zieht dann nördlich der Senke zum Kaveri, sie umschließt auch noch einen Theil der Ostghats, soweit er unter dem Einflusse des durch die Senke einbringenden Südwestmonsuns steht. Diese Linie begrenzt das südindische Waldland und mit ihm die südindische Säugethier-Fauna; sie begrenzt aber noch schärfer die Verbreitung der für Südindien charakteristischen kleinen Deckelschnecken. Gätte die Grenze der Monsumwirbel seit der Ausfüllung der Lücke zwischen Südindien und Delhan jemals weiter nördlich gelegen, so würden diese kleinen, auf dem Boden lebenden und an keine Nährpflanze gebundenen Thiere sich auch nördlich der heutigen Grenze an geschützten Stellen erhalten haben. Das ist aber nirgends in Delhan selbst und nur in ganz geringem Maße an den beiden Küsten der Fall, wo einzelne Arten einerseits bis in die Gegend von Bombay, andererseits bis nach Vizagapatam gehen. Damit ist erwiesen, daß die Monsune seit dem Beginn der Tertiärperiode in der heutigen Weise wehen, und das beweist wieder, daß seit derselben Zeit eine wesentliche Veränderung der Verteilung von Land und Wasser in den Regionen südlich der Alten Welt nicht eingetreten ist. —

### Humoristisches.

— Eine hilfsbereite Seele. Zauberer: „Hat einer von den Herrschaften vielleicht ein Taschentuch bei sich?“  
 Bauer: „Na, dös net, aber Schnupfepulver, dös hilft a sehr gut.“  
 — Theorie und Praxis. Vater: „Fritz, wo warst Du denn die ganze Nacht? Du bist ja erst gegen Morgen in sehr angeheiteter Stimmung nach Haus gekommen.“  
 Fritz: „Wir haben Ball in unserem Pessimistenklub gehabt.“  
 — Aus Klein-Tschirne. „Was macht denn Dein Vater!“  
 „Er drißt und drißt und drißt.“  
 „Was denn?“  
 „Stat drißt er!“ — (Lust. Bl.)

### Notizen.

— Am Wiener Burg-Theater hat Hofmannsthal's „Die Hochzeit der Sobeide“ einen ziemlich starken Erfolg gehabt; „Der Abenteurer“ hat weniger gefallen. — Im Wiener Burgtheater ist eine Reform der Schauspielere-Kontrakte beabsichtigt. Gegenwärtig beziehen die Mitglieder des Burgtheaters kleine Grundgagen, daneben aber auch bedeutende Garderobegelder, Remunerationen und Spielhonorare. Sagt ein Schauspieler ab, so verliert er wohl sein Spielhonorar, er bezieht jedoch die Remuneration. Man beabsichtigt nun, beim Abschluß neuer Kontrakte die Remunerationen zu streichen, dagegen höhere Spielhonorare festzustellen, um hierdurch die Bühnemitglieder zu eifrigerer Thätigkeit anzuspornen. Es ist ein Projekt, dem bereits Dr. Burdhard nahehat. — Die Ausschüßungs-Kommission des Reichstags hat Wallot ersucht, mit Stud wegen einiger Aenderungen des Bildes „Die Jagd nach dem Glück“ in Verbindung zu treten. — Mit der deutschen Kunstausstellung Dresden 1899 wird außer der Lucas Cranach-Ausstellung auch eine Ausstellung von Alt-Weißener Porzellan verbunden sein. — Bei einer Durchleuchtung des Wildes „Segnender Heiland“ von Albrecht Dürer, dessen Echtheit bezweifelt wurde, mit Röntgenstrahlen ist nach einer Mitteilung der „Deutschen Kunst“ das kleine Monogram Dürer's deutlich zu Tage getreten. Die Jahreszahl 1524 wurde gleichfalls erkannt. — Die bekanntesten Lehrer der Chirurgie an den Hochschulen von Berlin, Tübingen und Breslau, die Professoren Dr. v. Bergmann, Dr. v. Bruns und Dr. Mikulicz haben sich vereinigt, um unter Heranziehung fast aller namhaften Chirurgen Deutschlands ein groß angelegtes Handbuch der praktischen Chirurgie herauszugeben. — An der Küste von Süd-England bemerkte das Feuerschiff auf den Ostgoodwin's die Raketen der gestrandeten deutschen Bark „Elbe“ und sandte mittels drahtloser Telegraphie eine Postkast nach dem Vorland-Leuchthurm; von diesem wurde auf dieselbe Weise Ramsgate benachrichtigt und die Rettungsboote nach dem gestrandeten Schiffe abgefanrt, das vom Sande abgebracht wurde. —